Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 1

Artikel: Über die Stadt Zürich
Autor: Muschg, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759932

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Über die Stadt Zürich

Von Walter Muschg

Nach einer vor der „Genfer Gesellschaft für deutsche Kunst und Literatur" gehaltenen Rede.

Ein noch heute atmender Dichter, der unter den Lebenden nicht seinesgleichen hat, der Norweger Knut Hamsun, schildert in seinem Roman *Die letzte Freude* ein Gespräch unter Kurgästen über die Schweiz. Darin stehen folgende unerhörte Sätze:

Schweiz, sagte Frau Brede, ich weiß nichts über die Schweiz; aber ich habe einmal einen Kleiderstoff von dort bekommen, das war der schlimmste Betrug, den ich je erlebt habe.

Die Lehrerin sprach von dem, was sie gelernt hatte, von den Uhrenfabriken und den Alpen und Calvin –

Ja, das sind aber auch die drei einzigen Dinge in tausend Jahren, sagte der Adjunkt, bleich vor Ingrimm.

Der Rechtsanwalt aber begann von diesem wunderbaren Lande zu erzählen, dem Muster für alle kleinen Staaten der Welt. Diese Gesellschaftsordnung, diese Volksabstimmung, welch eine Planmäßigkeit in der Ausnutzung der landschaftlichen Schönheiten; dort gab es Hotels, dort verstand man die Kunst, Reisende zu behandeln! Kolossal! Wenn wir nur hier daheim einen solchen Schweizerkäse machen könnten, sagte er. Dann wären wir nicht so arm. Sie können uns dort alles lehren, ihre Sparsamkeit, den Fleiß, die Abendarbeit, die kleine Hausindustrie –

Und so weiter! unterbricht ihn der Adjunkt, die Kleinlichkeiten, die Nichtigkeiten, das Negative. Ein Land, das nur durch die Gnade der Nachbarn besteht, dürfte denn doch kein Vorbild für irgendein anderes Land auf der Erde sein. Wir müssen versuchen, uns über diese Jammergedanken zu erheben, wir werden nur kläglich davon. Die großen Länder, die großen Dinge sind es, die ein Vorbild sein sollen. Denn alles wächst, selbst das Kleine, wenn es nicht zu einem Liliputdasein geboren ist... Sie haben dort nicht einmal ein einziges Märchen. Da sitzen sie Geschlecht auf Geschlecht und feilen Uhrenräder und führen die Engländer auf ihre Gipfel; aber es ist ein Land, das aller Volkslieder und Märchen bar ist. Und nun sollten wir fest arbeiten, damit Norwegen auch in diesem Punkt werde wie die Schweiz, nicht wahr?... Schweiz, unser großes Ziel ist, dir zu gleichen; wer kann so viel aus seinen Alpen herauswirtschaften, wer kann solche Uhrenräder feilen wie du?»

Wir haben es also hinzunehmen, dass an so prominenter literarischer Stelle unser Land in dieser ungeheuerlichen Beleuchtung erscheint. Es kommt hinzu, dass Hamsun der fraglos größte moderne Vertreter des Bauernromans ist. Es ist nicht anders: was innerhalb der schweizerischen Grenzen von den Landschaftskantonen so gern an der Stadt Zürich gelästert wird, das verhöhnt hier ein Europäer an der Schweiz überhaupt. Für Hamsun ist die Schweiz schlechthin die Dekadenz, der Inbegriff charakterloser Neuerungssucht und falscher Modernität, gegen den er das Rauschen der norwegischen Wälder ausspielt. Verschieben wir vorerst die Frage nach dem Grund seines Hasses, so tief uns dieses kaum glaubliche Missverständnis erregen mag, erkennend, dass dieser Hohn weit über seinen Gegenstand hinausgeht, dass er dämonisch und absolut ist: der Hohn des Naturwesens gegen die Zivilisation, welches geblendet ist für alle Wirklichkeit, selbst für eine solche, dass die Gattin Wilhelm Grimms, welche diesem Märchenfürsten die schönsten seiner Geschichten vorerzählte, eine Bernerin war.

Keine moderne Stadt ist mehr ein Idyll, auch die Schweiz ist heute kein Land des reinen Friedens. Wir alle sind in den patriarchalischen Zeiten unserer Urgroßväter nicht dabeigewesen; wir haben erst nachträglich von ihnen gehört, als wir längst wussten, wie schwarz die Rauchschwaden sind, die über unsern Fabrikquartieren hängen, und wie laut der Lärm der Straßen tönt, wenn jene abendlichen Menschenmassen durch sie strömen, an denen nichts so groß ist wie ihre Müdigkeit. Verschließen wir die Augen nicht vor diesen modernen Realitäten. Vergangenheit ist nur ein anderer Name für Poesie.

Zwischen Sommer und Herbst, wenn die Fremdenflut abgeflossen ist, ohne dass das winterliche Leben schon eingesetzt hätte: im September nimmt das Bild der Stadt Zürich wunderbare Züge an. Es ist vor allem der See, der während des Sommers, wenigstens in seinem städtischen Gebiet, nicht viel mehr als ein splendid angelegtes Bassin für Segelboote war und der sich jetzt langsam in eine grenzenlose Heiterkeit auflöst: seine Horizontlinie verschwindet in ersten Nebelschleiern; die Bergzüge weichen auseinander, und wenn sommerüber die Stadt mit einer auf Bergsesseln Thronenden zu vergleichen war, so sinkt sie jetzt lautlos zurück und gleicht einer Liegenden, die in den verschwimmenden Himmel starrt. Sie trinkt eine herrliche Weite in sich ein, die vielleicht nur vorgespiegelt ist, die ihr aber am besten mundet und am schönsten steht. Der Geist der großen Wasserstraße schwebt dann über ihr, an der sie seit bald zwei Jahrtausenden liegt, der sie doch wohl ihr glückliches Wachstum verdankt:

jenes großen Stromlaufes aus den Alpen zum Rhein hinab bis gegen den ahnungsvollen Westen mit dem Meer. Die Stadt selbst schließt den Übergang von der wohligen Seeruhe zum Flussgefäll in sich, mitten in ihr Herz. Diese Symbolik soll nicht zu weit getrieben werden. Aber es ist unverkennbar, dass in der Geschichte Zürichs Ruhe mit Bewegung ringt, dass die Bewegung nie ungehemmt, aber auch das behagliche Verweilen nie oder selten ungestört war. Offenheit nach vielen Seiten ist hier ohne Zweifel ein geographisches Merkmal, das im Lauf der Geschichte mehrmals entscheidende Bedeutung erhielt. Aber dennoch ist Zürich, im großen und ganzen genommen, eine Siedlung jener Art, um deren etwas ominösen Namen wir uns um der Ehrlichkeit willen nicht herumdrücken wollen: Provinz. Selbst diese zahlenmäßig größte Stadt der Schweiz kennt heute keine Filmpremièren, keine Boxkämpfe oder Politik aus erster Hand, keine sodomitischen Laster und kein konstruktives Genie, wie die Weltzentren sie zeigen. Aber sie steht auch nicht in intimer Nähe der gewaltigen Natur: die Alpen sind nur eine dunstige Kulisse der Quaipromenaden, ein schöner Hintergrund. Ist sie also wirklich im tiefsten Grunde charakterlos? Ein Treibbeet für Durchschnittsgeschöpfe? *Spielt* sie tatsächlich nur mit der Größe, ohne sie zu erreichen? Eine Reihe großer Gestalten aus ihrer Geschichte widerlegt den Argwohn. Aber eben ihre Namen zwingen uns freilich sogleich, innezuhalten und das Nähere zu bedenken. Hat nicht Waldmann, die große Renaissancefigur der Schweiz, das Schafott bestiegen? Ist nicht Zwingli eine Gestalt von seltsamstem Zwiespalt, Politiker und Reformator, von überraschend friedlichen Beziehungen zu Gott und Welt, Kirche und Politik, also dass ihn Luther von sich stieß, weil er seinen Geist nicht ertrug? Verschränkt sich hier nicht Weites mit Allzukleinem, große Anlage mit geringen Möglichkeiten?

Es kann uns tatsächlich kein Zufall scheinen, dass Zürich im Jahrhundert der Aufklärung auf der Höhe seiner internationalen Geltung stand. Kluge Welterfahrung, reife Gewandtheit in irdischen Angelegenheiten dürfen für die Bestimmung des zürcherischen Charakters als Axiome gelten, und schließlich sprach Gottfried Keller, dem die Stellung der Kunst in diesem Lande trostlos erschien, das vielzitierte Wort in unsern Mauern. Er ist es auch gewesen, der Zwingli dichterisch verherrlichte, wohl den einzigen Theologen, dem er diese Ehre unzweideutig erwies. Er sah in ihm den Staatsbürger so deutlich wie den Boten Gottes, und es ist keine Frage, dass er für uns damit die eigentliche Problematik des Reformators betonte. Ganz anders als Luther war der Reformator der Zürcher auf politische Ziele eingestellt. Mit seiner Übersetzung der Bibel gedachte

er die staatliche Einheit der Schweiz zu fördern, ja er wagte als Schweizer, europäische Politik zu treiben, woran er bei der Kleinheit seiner tatsächlichen Machtmittel freilich rasch genug scheitern musste. Auf der großen Disputation mit Luther in Marburg erscheint er als der ungleich Versöhnlichere; er bekennt, dass er mit niemandem auf Erden lieber eins wäre als mit den Wittenbergern; aber was bedeutet diese Konzilianz einem Luther gegenüber, vor dem es nur Unterwerfung gab? Zürich hat damals die Größe besessen, die Bibel in seine eigene Sprache zu übersetzen. Aber was wäre aus uns geworden, wenn diese Leistung nicht rückgängig gemacht worden wäre? Es blieb vor der Geschichte nichts anderes übrig, als auf den schönen Stolz zu verzichten, weil er biologisch gefährlich war. Luther spottete über Zwinglis eigene Sprache, über dieses « filzige und feindselige Deutsch, welches diesem doch bass gefallet als dem Storch sein Klappern ». Zwingli steht neben Luther wie ein Verteidiger der Vernunft, ja als ein für schweizerische Begriffe wundersam gebildeter Humanist neben einem Besessenen. Das Dilemma der beiden Reformatoren liegt auf einer sublimen Höhe, wie sie später nie mehr erreicht wurde, aber es bleibt ein Dilemma voller Tragik, und hinter Luther stand die mächtigere Offenbarung Gottes. Die Gestalt des Deutschen zeigt furchtbare Masse, die des Zürchers nur bezaubernde.

Überspringen wir zwei Jahrhunderte und ein halbes dazu, um eine andere Theologenfigur an die Seite Zwinglis heranzuholen, die einst das Stadtbild überstrahlte, diejenige Lavaters, so stehen wir einem zweiten schicksalhaften Antlitz Zürichs gegenüber. Es gibt vielleicht keine andere zürcherische Gestalt, deren Los so bezeichnend wäre für ihre Umwelt wie dieser über Europa dahinwirkende Mann von genialischen Gaben. Er ist der Revolutionär, dem jungen Goethe ein hochwillkommener, scheinbar kongenialer Freund und ganz auf internationale Anerkennung gestellt. Nun muss man wissen, was in der kleinen Vaterstadt die Bürger und Amtsgenossen tuschelten, wenn der Hochberühmte nicht in der Nähe war, sondern eine seiner zahllosen ausländischen Apostelfahrten absolvierte – « nicht anders, als wenn der liebe Heiland leibhaftig umherreiste, den Menschen das Evangelium zu verkünden », wie es in einer Schmähschrift gegen ihn heißt. Zuhause waren sie nichts weniger als geneigt, diese Vergötzung ihres Stadtbürgers mitzumachen. Denn die Mitmenschen sahen allzuviele Schwächen an ihm. Gleichwohl hatte Lavater einen unleugbar genialen Zug. Er sprang kurzerhand auf die europäische Tribüne, um sein Wesen auszuwirken, und die Selbstverständlichkeit, mit der er das tat, das angeborene große Maß von Leidenschaft, das ihn schon in jungen Jahren

weit über seine Herkunft hinaushob, sie sind das eigentlich Erstaunliche an ihm. Es hat nicht viele Schweizer von diesem übernationalen Zuschnitt gegeben. Aber wie ist er bald darauf von diesem Eiferer abgefallen! Im entscheidenden Augenblick seiner Entfaltung kommt ein Defekt in ihm zum Vorschein, siegt das Kleinliche, Unzulängliche, das auch in ihm war. Seine Schwungkraft reicht nicht für das ganze Leben; er verirrt sich in verbohrte Sektiererei, erliegt seiner oft kindischen Eitelkeit, seinem Provinzialismus. Das Unheilvolle liegt weniger darin, dass seine Mitbürger mit ihren Fingerzeigen auf seine schwachen Seiten im Rechte waren, als darin, dass ihn dieser Spott wieder auf die tiefere Stufe hinunterzog, weil der Philister in ihm durch sie getroffen wurde. Der faszinierende, weltberühmte Modeprophet, der seine Zeit dermaßen in Staunen setzte, dass sie alle Urteilskraft verlor, unterlag 1795 in Zürich bei der Neuwahl des Antistes. Er musste sich mit dem Amt St. Peter zufrieden geben und mitansehen, dass ein nicht ebenbürtiger Altersgenosse über ihm stand. Statt einer Führerschaft gönnte ihm Zürich nur den Rang einer dekorativen Episode. Geben wir uns gar keine Mühe, das Für und Wider, die innere Gerechtigkeit dieses Ausgangs zu prüfen. Es ist wohl möglich, dass Lavater ganz zuletzt für diese Rangstufe geschaffen war. Das Entscheidende, maßlos Niederdrückende ist ja gerade, dass es sich wahrscheinlich so verhielt. Der Beginn hatte ohne Zweifel mehr versprochen, und so kann unter den Schlußstrich dieses Wirkens nur das Wort geschrieben werden, das Eduard Korrodi kürzlich für dieses Ende fand: dass hier eine einzigartige Gelegenheit versäumt wurde – jene große Gelegenheit, dass in der klassischen Periode des deutschen Geistes auch ein Schweizer sich die Krone der Unsterblichkeit verdiente. Seine Beliebtheit stieg ihm in fast kleinbürgerlicher Weise zu Kopf, er nahm bald die Gebärde falscher Erhabenheit an. Wenn sich hundert Personen in seinem Sprechzimmer drängten, spielte er den Vielbeschäftigten, hörte kaum auf ihre Fragen, sondern rückte alle beweglichen Gegenstände der Stube hin und her, und zwar bei jedem Bittsteller einen. Ein pedantisches Genie! Es konnte nicht dauernd gedeihen, weil etwas an ihm missgeschaffen war. Nun trifft es allerdings zu, dass Zürich, verglichen etwa mit Basel, nicht eine Stadt der kulturellen Tradition ist. Die bedeutenden Köpfe dieser Stadt haben alle etwas Einsames, beinahe Verlassenes, sofern ihnen nicht eine große Fähigkeit der Anpassung innewohnt. Die Atmosphäre Zürichs ist weniger die einer ideellen Dämonie als jene andere der moralischen Loyalität, welche darin besteht, dass man sich um den Nachbarn nicht groß kümmert, solange er nicht störende Sprünge macht. Diese verlacht man dann freilich

rasch als Kapriolen. Noch heute kommen aus der übrigen Schweiz wie aus dem Ausland diejenigen mit Vorliebe zu uns, welche gerne in bequemer Ungestörtheit separaten Zielen nachgehen. Wie bezeichnend ist der Verlauf jenes bekannten Besuches von Klopstock im Jahre 1750! Das heiße literarische Interesse Bodmers, das der Stadt zum Ruhm gereicht, holte den jungen Dichter an die Limmat; aber seiner menschlichen Erscheinung ist der Zürcher Professor nicht gewachsen. Er stößt sie sofort von sich, als er den Unterschied zwischen seinem Phantasiegebilde und der lebensfrohen wirklichen Persönlichkeit entdeckt, und Klopstock verschwindet ohne weiteres in dem anmutigen Geplätscher des gesellschaftlichen Lebens in der weitern Stadt. Es ist das dritte Beispiel für das Verhältnis von Sein und Schein, von Geist und Wirklichkeit, das den Ort regiert. Der Geist, wo er im überdurchschnittlichen Zürcher mächtig wird, besitzt Gewalt genug, eine neue Wirklichkeit zu schaffen. Aber er weiß sich mit dieser wirklichen Situation nicht auf harmonische Art abzufinden; er kapituliert vor ihr oder er dreht ihr schmollend den Rücken. Lavater hat eher das erste getan, Bodmer eher das zweite. Es ist eine große, ja oft hinreißende Freiheit des Blickes da, aber es scheint zuweilen, als gehe über dem Schauen ins Weite die Kraft zur schönen Tat, zum heroischen Dasein verloren. Die wenig bekannte Gelehrtengeschichte Zürichs enthält zahllose Beispiele für dieses seltsame Versagen bei genialen Naturen. Viele glänzende wissenschaftliche Köpfe der Stadt haben unerträglich früh den oft ungeheuren Elan ihrer ersten Leistungen abgestreift und sind zur Spezialforschung übergegangen, in der sie berühmt wurden durch die Gabe der sinnlichen Anschauungskraft, durch den ausserordentlichen Reichtum an Lokalfarbe. Auch dies sind Friedensschlüsse mit dem Milieu gewesen, welche uns heute tragisch anmuten. Der Hintergrund, vor dem diese Schöpferischen alle stehen, wird jeweilen von einer geschlossenen Generation wohlzufriedener Zeitgenossen gebildet, denen sich Konsequenz und Lebenstüchtigkeit allerdings nicht absprechen lässt.

Es muss diesem Stadtgemüt schon lange eigentümlich sein, dass es dem Großen, ja dem Allergrößten zugeneigt ist, ohne es doch auf die Dauer zu ertragen. Die Kleinheit seiner materiellen Bedingungen kommt ihm jedesmal in die Quere, fährt ihm mitten durch die allzu noble Rechnung, und die Folge, die nach jeder dieser Extratouren eintritt, ist wohl zu begreifen: sie äußert sich in Kopfschmerzen, innerer Zwietracht und gegenseitiger Zanklust. Es sind in dieser Stadt viele interne Händel ausgefochten worden, und bis auf den heutigen Tag scheint eine Freude an gegenseitiger neidischer Kritik wesentlich zu ihr zu gehören. Wahrscheinlich ist sie als

eine unbewusste Rache an der eigenen Unzulänglichkeit aufzufassen, als eine Reaktion auf den unüberwindlichen Bruch in der Struktur des eigenen Wesens: man sieht allerenden große Dinge und weiß sie wohl zu würdigen, aber es ihnen vollkommen gleichzutun, dazu reicht die ererbte Kraft aus irgendeinem Grunde nicht oder nur sehr selten. Eine der schönsten Verkörperungen dieser ewig ungenügenden Seite Zürichs ist jener Mann, der im 18. Jahrhundert dem alten Bodmer zur Seite stand, als dieser seinen gloriosen Zank mit den Leipzigern ausfocht: Johann Jakob Breitinger. Wir wissen heute, dass dieser glänzende polemische Geist die eigentliche Schuld an dem heftigen Verlauf jenes berühmten Schulmeisterstreites trug[1]); sein vor allem war die Freude am Widerspruch an sich, während Bodmer vielmehr aus gekränkter Eitelkeit und literarischem Ehrgeiz sich zu seinen Angriffen hinreißen ließ. Ein außerordentlich vielseitiger, ja von rastloser Polyhistorie angeregter Geist. Betriebsamkeit vor und hinter den Kulissen der stadtzürcherischen Ereignisse war seine höchste Leidenschaft; es gibt keinen Zwist, keine der damals zahlreichen Anrempelungen unter Theologen und Skribenten aller Art, in der er nicht seine Hand im Spiele hatte. Man sagte ihm, dem wahrhaft Hochgelehrten, ein böses Maul nach. Er hat sich auch mit Logik abgegeben, aber sein Name darf im Zusammenhang der Philosophiegeschichte kaum genannt werden, da seine spekulativen Resultate allzugering sind, so sehr er aus seiner Umgebung hervorsticht. Ein einziger philosophischer Kopf dieser Zeit erscheint neben ihm, ja er überragt ihn bei weitem: derjenige des Aufklärer-Theologen Zimmermann. Aber dessen geistige Kraft war verbunden mit einer großen Zaghaftigkeit in der praktischen Verteidigung seiner Ideen. Er fand nicht den Mut, sich zuhause auf sein hohes Ansehen im Ausland zu berufen; der Brotneid der Amtskollegen schreckte ihn und ließ ihn Kompromisse schließen, die man ihm doch nur wieder mit Geringschätzung vergalt. « Mit keinem Professor der Theologie ist man in Zürich je so umgegangen wie mit mir! » klagte er einmal – wer müsste angesichts eines solchen Wortes, unbekümmert um Jahrzehnte, nicht jenes Volksaufruhrs gedenken, welcher ein Jahrhundert später die Straßen Zürichs durchtobte, weil der Verfasser des *Lebens Jesu* an die Hochschule der Stadt berufen worden war? Zur Förderung der Philosophie scheint die Schweiz, scheint auch Zürich vom Himmel nicht erwählt zu sein. Es sei denn, dass wir abermals einen jahrhundertbreiten Sprung vollführen, um in der modernen Stadt zu landen, die nun freilich geradezu wimmelt von Vertretern

[1]) Vrgl. dazu und zum Folgenden das schöne Buch Martin Hürlimanns: *Die Aufklärung in Zürich* (Leipzig, Kröner).

der Lebensweisheit, von großen Rätsellösern. Zürich ist heute international bekannt als eine Hochburg der Psychoanalyse, und es gibt kaum einen Glockenzug mehr, an dem nicht die Tafel eines Apostels irgendwelcher Lehre prangt. Es liegt mir ferne, darüber zu spotten. Ich spotte so wenig darüber wie über die Plakatkunst, deren Zürich sich heute mit Recht rühmen darf. Man kann die Straßen unserer Stadt seit einigen Jahren nicht betreten, ohne allerorts auf diese überaus geschmackvollen Reklamewände zu stoßen. Aber es ist nicht ohne bezeichnenden Nebengeruch, dass gerade hier dieser Kompromiss zwischen Kunst und Geschäft seine vollendeten Blüten treibt.

Da der Name Breitingers gefallen ist, kehren wir zurück zu seinem Kampfgenossen: Johann Jakob Bodmer. Darf ich zum vornherein gestehen, dass ich in diesen vielverlachten alten « Schuhu » rettungslos verliebt bin? Seine Gestalt steht an symbolischer Tragweite nicht hinter derjenigen Lavaters zurück, ja er erscheint doch immer wieder wie die Seele des klassischen Zürich, wie ein unterirdischer, grauer Gewölbegeist, der alle Geheimnisse des Hauses über ihm in sich schließt, weil er schon so lange in ihm wohnt und weil er einmal, in seiner hellen Jugend, droben im Lichte hauste und große Dinge vollbrachte, bis er dann, niemand weiß recht wie, in die Tiefe sank. Ich habe zu Beginn das Wort Provinz gebraucht – wenn es auf Zürich zutrifft, dann ist der alte Bodmer ihr Inbegriff und ihre tiefste Tragik. Er war ein Geist von großer Bildung und von ungewöhnlich vielgestaltigen Interessen; sein Leben wuchs aus einer großen Zentralidee, die in seinen schönsten Jahren wie eine wahrhaftige Sonne brannte, und wenn dieses Licht später erlosch, wenn er nicht die Freiheit besaß, den Kopf nach andern Horizonten zu wenden und das neue Feuer wahrzunehmen, das mittlerweile emporgestiegen war, vielmehr in Anbetung vor der Gottheit seiner Jugend verharrte, bis er sein eigener Affe war, so haben wir darin mehr zu erkennen als eine persönliche Marotte. Neben den Leistungen des Jünglings liebe ich auch die Briefe seiner späten Zeit, in denen er in kindischer Weise selbst Lessing und Goethe verhöhnt; er glaubt hier noch immer die alte Macht zu brauchen, mit der er innerhalb des kleinen Weltreichs, das er einmal wirklich kommandierte, noch immer zum rechten sieht. Ich glaube bestimmt, dass wir diese Situation des Schweizers von überlebtem, überschätztem internationalem Ansehen in hohen Ehren halten müssen, weil wir aus ihm noch heute unschätzbare Lehren ziehen können. Bodmer hat, das wissen wir alle von der Schule her, als Erster entscheidende englische Einflüsse in die deutsche Literatur geleitet. Er hat außerdem ein editorisches Wirken

entfaltet, das nicht anders als großartig genannt werden kann: die manessische Handschrift, die Nibelungen sind durch ihn neubelebt worden, nicht ohne dass damit eine erlauchte Überlieferung seiner Vaterstadt in ihm neu erwacht wäre. Er war eine Zeitspanne lang ein großer Herr, der seine Anhänger und Propagatoren durch ganz Deutschland wandern ließ und bei der Besetzung reichsdeutscher Professuren seinen Einfluss geltend machte. Unter ihm wird Zürich zur Literaturstadt, zu einem Zentrum des Buchhandels, so dass 1752 der Dichter Ewald von Kleist über die Stadt jene schmeichelhafte Briefstelle nach Hause schreiben kann: « Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die unique in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menschen, die darin sind. Statt dass man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, trifft man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreißig derselben an. Es sind zwar nicht alle Ramlers; allein sie denken und fühlen doch alle und haben Genie: einer zur Poesie, der andere zur Malerei, und sind dabei lustige und witzige Schelme. » Ein anderer erzählte zu dieser Zeit, in Zürich seien « an die achthundert am Leben, die etwas haben drucken lassen ». Gleichwohl hat die epochemachende Zeitschrift, von welcher der Ruhm des jungen Bodmer ausging, die *Diskourse der Mahlern*, in Zürich nicht entfernt das Interesse gefunden wie im Ausland. Und es ist anderseits ein glaubhaft überlieferter Zug aus Bodmers Greisentagen, dass die Fensterläden seines hochgelegenen Hauses gegen die Stadt beständig geschlossen, dafür aber die andern gegen den See und die Berge offen waren. In einem Brief nennt er Zürich sogar eine « Dreckstadt ». Auch er hat die Blicke gegen das Große, Geheimnisvolle hin gerichtet, für das er noch keine Worte fand, weil es sein Schicksal war, am Rande zu wohnen, ein Vorläufer zu sein. Ein anderer musste kommen, um den See zu besingen und über die Berge der Schweiz das Unaussprechliche zu sagen. Als Goethe ihn besuchte, wurde ihm diese herrliche Aussicht gezeigt, und er schrieb darüber in *Dichtung und Wahrheit:* « Man übersah vieles von dem, was sich von der großen Stadt nach der Tiefe senkte, die kleinere Stadt über der Limmat, sowie die Fruchtbarkeit des Sihlfeldes gegen Abend. Rückwärts links einen Teil des Zürichsees mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannigfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Talufern, Erhöhungen; – worauf man denn, geblendet von allem diesem, in der Ferne die blaue Reihe der höheren Gebirgsrücken, *deren Gipfel zu benamsen man sich getraute*, mit größter Sehnsucht zu schauen hatte. » « Deren Gipfel zu benamsen man sich getraute »! Welch ein Blick in die

namenlose Größe unserer Gebirge, aber auch welch ein Distanzwahren zu uns Schweizern, welche mit ewigen Höhen Duzbrüderschaft treiben! Wir wollen es nicht vergessen, dass es immerhin Bodmers schlichtes Stubenfenster war, an dessen Gesims die Genialität eines solchen Nebensatzes in das deutsche Schrifttum herunterfiel.

Bodmer selbst hatte einst die drei Bearbeitungen seiner Übersetzung von Miltons *Verlorenem Paradies* so bezeichnet: die erste sei « schweizerisch » gewesen, die zweite « deutsch » und die dritte « poetisch ». Welche Stufenleiter hielt er seinen schweizerischen Zeitgenossen mit dieser Rangfolge entgegen! Wann hat eine kritisch-theoretische Abhandlung über die Dichtung einen so herrlichen Titel getragen wie jene Schrift: *Von dem Wunderbaren in der Poesie?* Welch bäurisches Staunen vor der großen dichterischen Leistung liegt in ihm, welche uralt ererbte Macht der Phantasie! Und dennoch war auch sie dazu verurteilt, unfruchtbar zu bleiben. Auch diesmal sank der Flug in die Bereiche des Gewöhnlichen zurück. Bächtold zitiert eine Briefstelle Bodmers, in der er ironisch erklärt, dass sein Augenlicht über dem Studium des *Verlorenen Paradieses* nachgelassen habe, so dass einige behaupteten, er wolle sein verehrtes Vorbild Milton auch darin erreichen, dass er wie jener blind werde; « aber, » fährt er fort, « die Lustigkeit zu sehen, zerstöberte diese Ehrsucht bald ». Er denkt nicht daran, der Welt abzusterben, einem göttlich-großen Wahnsinn zu verfallen. Er hat, trotz allem, keine Flügel, oder er hat sie mit unbewusster Vorsicht abgestoßen. Metaphysik – vor ihrem Thron hat der Zürcher aller Zeiten eine schlechte Figur gemacht, sei er nun Dichter oder Philosoph gewesen.

So sind denn wohl für das Zürich des 18. Jahrhunderts keine Gestalten so repräsentativ wie jene vielen Geistlichen zu Stadt und Land, welche neben ihrem Hauptberuf alle noch ein Steckenpferd geritten und auf irgendeinem wissenschaftlichen Spezialgebiet gelegentlich eine gute Leistung gefördert haben. Der Stand der allgemeinen Bildung war tatsächlich überraschend hoch. Das rechte Gegenstück zu diesen geistlichen Herren ist jener Artilleriehauptmann Nüscheler, welcher zusammen mit dem Theologen Ulrich eine bedeutende Neuausgabe der Bibel mit gelehrten Kommentaren und Anmerkungen veranstaltete. Zürich ist deshalb der klassische Boden der Pädagogen, die Stadt der hervorragend organisierten Schulen. Verständnis für geistige Evolution und seine emsige Praktizierung spricht auch aus dieser Tatsache. Schon die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist in Zürich erfüllt mit unermüdlichen Reformen und Gründungen auf dem Gebiet des öffentlichen Unterrichts, und gleich-

zeitig spricht der Antistes der Stadt anlässlich des Auftretens der Herrnhuter das für jene Zeit unerhörte Wort: « Das tue ganz gut, sonst habe man zu viel Ruhe und allzu großes Vertrauen auf die Orthodoxie. » Es gebe in Zürich ohnehin Strenggläubige genug, welche die Heiligkeit des Lebens übersähen und auf alles Verdacht hätten, was einigermaßen auf einen irrigen Verstand gezogen werden könne.

Der damalige Reichtum Zürichs an hervorragenden, wenn auch nicht genialen Köpfen kann in seiner Gesamtheit an Bedeutung kaum überschätzt werden. Der Schwung, das Niveau der damaligen Diskussion, sie haben noch lange segensreich nachgewirkt, und sie waren nichts weniger als eine lokale Angelegenheit, sondern in direkter Kommunikation mit den geistigen Ereignissen der ganzen Zeit. Die Zürcher wussten das wohl, und einzelnen von ihnen schwoll der Kamm darüber. Der Optimismus der Aufklärungszeit hat kaum fettere Schosse getrieben als in Zürich. Neun Jahre vor dem Ausbruch der großen Revolution beteuerte der Dekan Meister in der Synode, « dass die gute Seite durch fortdauernde Verbesserung so auffallend sei, dass wir uns rühmen können, unter einer vortrefflichen Regierung den möglichst vollkommenen Grad von Glückseligkeit zu genießen » (Hürlimann S. 91).

Soviel ist gewiss: wenn Zürich in seinen geschichtlich bedeutenden Stunden das Gebilde einer führenden aristokratischen Schicht aufweist, dann ist diese, im Gegensatz zu Bern oder Basel, nie ein Geld- oder ein Blutsadel, sondern in ungewöhnlichem Maß immer ein solcher des Geistes gewesen. Diese Liberalität gegenüber jeder bedeutenden Persönlichkeit hat man oft als unreife Anbetung des Fremden verspottet. Es ist aber doch wohl mehr gewesen, denn eine Reihe glänzender Gestalten ist umgekehrt von der Seele der Stadt immer wieder angelockt worden und hat sich ihren liebenswürdigen Künsten ganz ergeben, hat das Schicksal Zürichs willig auf sich genommen. Der mächtige Waldmann stammte vom Rand des Kantons, Zwingli aus dem Toggenburg. Zimmermann, der das höchste geistliche Amt der Stadt bekleidete, war wie mehrere seiner Vorgänger und Nachfolger aus der Armut emporgestiegen, desgleichen Johann Jakob Hottinger, der Nachfolger der Patrizier Breitinger und Steinbrüchel im Kanonikat, den seine hervorragenden Talente rasch an die Spitze der geistigen Instanzen Zürichs trugen. Dies sind zum mindesten sympathische Folgen von Zürichs vielberufener Beweglichkeit. Ein anderes Momentbild, das hieher gehört: der genannte Steinbrüchel, eine der bedeutendsten Gelehrtengestalten Zürichs, war bekannt dafür, dass er unter seinen Schülern die weniger begabten auf beleidigende Art als Luft behandelte.

Ihn interessierten nur die Gewitzten und Gewandten; aber dieser echt zürcherische Individualist ahnte nicht, welches Unrecht er damit an seinem hintersten Schüler tat, dessen sehnsüchtige Blicke vergebens um Verständnis flehten. Dieser Schüler war Heinrich Pestalozzi. Auch er, das erste Genie dieses Himmelsstrichs, stand nicht so in der Welt, dass der Geist Zürichs ihn zu befruchten vermochte. Diese Stadt hatte für ihren Genius der Liebe, für das beinah voraussetzungslose Genie des Herzens keinen Raum. Die Wirksamkeit Pestalozzis hat zürcherischen Boden nie berührt. Für die Gewalten des Gefühls besaß die Stadt selten die Gabe der Nachempfindung; die Vielfältigkeit der irdischen Erscheinungen ergötzte sie, aber sie hütete sich davor, sich einer einzelnen für immer in die Arme zu werfen. Goethes *Werther* hat bei den Zürcherinnen keine Verheerungen angerichtet, wie überhaupt zu sagen ist, dass die Frauen in das Bild des geschichtlichen Zürich keine bestimmenden Züge hineintragen. Man kann es genau konstatieren, was es bedeutete, dass Goethe durch Lavaters Erscheinung nach Zürich gelockt wurde: er bewegte sich vorwiegend im Kreis des exaltierten Propheten und hatte mit den Gegnern desselben wenig Fühlung. Sein Besuch wurde von ihnen als eine der längstgewohnten Lavater-Sensationen behandelt und als solche kühl abgetan. Desto unvergesslicher wirkt die Figur jener Zürcher Freundin Goethes, die durch den Herrlichen aus dem festen Rahmen ihrer aristokratischen Herkunft mild herausgebrochen wurde: die Gestalt der Barbara Schulthess.

Goethe hat sie durch Lavater kennen gelernt. Ihr herbes, tiefes Gemüt zog ihn dergestalt an, dass er ihr das Geheimnis seines Herzens, seine Liebe zu Lili, gestand und fortan das brüderliche Du mit ihr tauschte. Sie gehörte zu seinen intimsten Vertrauten und verwahrte oft die einzige Abschrift seiner neuen Dichtungen. Frau von Stein fühlte Eifersucht, als Goethe ihr von seiner Zürcher Freundin erzählte. Sie war, als dieser zum zweitenmal in die Schweiz kam, Witwe geworden und beging in der Folge das Datum des Wiedersehens als ihren Festtag. Als Goethe aus Italien zurückkehrte, ohne mehr in Zürich vorzusprechen, traf sie sich mit ihm, es war im Juni 1788, vor den Toren der Schweiz in Konstanz. Die Erinnerung an dieses Stelldichein blieb das tiefste Glück ihres weiteren Lebens. Als sie starb, verbrannte sie alle ihre Briefe von Goethes Hand. Die Schönheit dieses Schweigens will uns heute aber freilich größer scheinen als alles noch so laute und ruhmvolle Gebaren ihrer männlichen Stadtgenossen, vor deren hellen Blicken sie sich mit Asche bestreute, um ihnen geheimnislos, gewöhnlich zu erscheinen.

Wir wollen den verklärten Reiz, der von dem Medaillon dieser Frau ausgeht, nicht verkleinern, indem wir noch allzuviele Bildnisse rings um sie placieren. Noch manches schöne Porzellan ließe sich freilich hervorsuchen – etwa jenes, das der Idyllendichter Salomon Gessner in seiner Manufaktur so zierlich herzustellen wusste. Es hat ihm viel Ruhm eingetragen, und es ist immerhin bedeutsam, dass er seine in Perücken erstickenden Zeitgenossen mit schweizerischen Landschaftsbildern entzückte und als ein Kind der Natur unter lauter Entarteten gepriesen wurde. Aber eine Erwägung bringt uns dazu, seine Köstlichkeiten in der Truhe zu lassen: dasselbe Zürich, das ihn so reich zu lohnen wusste, war nicht imstande, einen Maler vom Range Heinrich Füsslis in seinen Mauern festzuhalten. Er siedelte ins Ausland über wie so viele, die es wirklich oder im Geiste taten.

Nein, es ist an der Zeit, den Genius Zürichs selbst zur Versöhnung mit so vielen Zwiespälten aufzurufen: Gottfried Keller. Dieser größte Sohn des modernen Zürich hat es freilich, als ihm die Stadt das Ehrenbürgerrecht verlieh, unzweideutig ausgesprochen, dass er sich immer als einen Abkömmling der zürcherischen Landschaft gefühlt habe und fühlen werde. Haben wir aber Bodmer die Seele des klassischen Zürich genannt, so dürfen wir Keller den natürlichsten Sohn jener Stadt nennen, wie sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in den politisch entscheidenden Jahrzehnten, in die neuzeitlich-realistische Epoche hinüberging. Fassen wir in dem Wort Politik die zivilisatorische Leidenschaft des Menschen überhaupt zusammen, so erscheint Gottfried Keller als eine wahrhafte Harmonie in dem Konflikt seiner Epoche: seine Seele will Natur und Politik zugleich. Wir haben, indem wir vom Ende des 18. Jahrhunderts ungeduldig gleich zu der schönsten Stimme weitergingen, die im Zürich des folgenden ertönt, die Sphinx eines ungeheuren Überganges außer Acht gelassen, den viele heute einen Niedergang nennen, weil er im tiefsten Grunde die Einleitung zu der Katastrophe war, von der wir heute heimgesucht sind. Aber diese Evolution steht tatsächlich jenseits aller Werturteile, denn sie ist eine Notwendigkeit gewesen, die uns als Tragik erscheinen mag. Beschränken wir uns darauf, die Stimmung Kellers festzuhalten.

In Gottfried Keller hat die Natur der Stadt Zürich im weitesten und tiefsten Sinn vollkommenen Ausdruck gefunden. Wiewohl er der Schweiz ein goldenes Maß hinterlassen hat, an dem sie sich selbst und die Welt jederzeit messen könne; wiewohl ein Friede ohnegleichen über seiner Dichtung ruht, versteht diesen Künstler doch nur derjenige ganz, welcher

seine angeborene Dämonie erkannt hat. Auch Keller trägt die Figur eines « Gewöhnlichen in der Gemeinde » zur Schau, aber dieses Antlitz, diese Seite seiner Poesie ist nur eine Schutzform. Wie könnte er den Frieden gehabt haben, den er vortäuscht – er, der ohne Zweifel uralte Kräfte seines Volkes in sich versammelte. Man denke an die großartige Wachheit seines geschichtlichen Sinnes, an jenes Gefühl des Zusammenhanges mit dem Vergangenen, das ihn veranlasste, die *Züricher Novellen* zu schreiben! Die Jahrhunderte seiner Vaterstadt hallen in seinem Ohr und geben jedem Satz, den er hinterließ, den zauberhaften Rhythmus. Er ist ein Fürst der Zeit und ihrer immerwährenden Vergänglichkeit, aber er ist auch ein Dämon des Raumes, des zürcherischen Lebensraumes, unserer Landschaft. Er ist es in jenem Gedicht *Stille der Nacht*, in welchem er nicht nur die weiten Kulissen der heimatlichen Landschaft beschwört, sondern zugleich das ewige Alter ihrer Berge und das Rauschen des Meeres hinter ihnen:

Das Urgebirge um mich her
Ist schweigend, wie mein Nachtgebet;
Weit hinter ihm hör ich das Meer
Im Geist und wie die Brandung geht.

Darin liegt die überzeitliche Größe dieses Dichters: er hört noch die Musik des Weltanfangs, er schaut die Dinge noch ursprunghaft und wesentlich, auch wenn er scheinbar nur ihre bunte Oberfläche verherrlicht. Er hat das Schweizerische geheimnisvoll gesehen; und wer einmal den *Grünen Heinrich* gelesen hat, bleibt fortan mit dem Bann der mittelschweizerischen Landschaft geschlagen. Wir alle meinen vielleicht Kellers Poesie, wenn wir heute von der Schweiz reden, und können kaum mehr unterscheiden, was wir selbst gesehen und erlebt und was wir aus seinen magischen Traumgesichtern übernommen haben. Was Generationen von Schweizern wortlos in ihren Handlungen und Gebärden ausdrücken, ohne es bis zu ihrem Lebensende sagen zu können: dies Unaussprechliche, dass sie eben Schweizer sind – Keller hat es in Sätzen ausgesprochen, in denen wir uns wiederfinden. Gewiss: so kurze Worte müssen unzulänglich bleiben. Aber ich möchte mit ihnen Keller doch auf eine rasche Charakteristik festlegen. Es gibt kaum einen Dichter, der in so wenige prosaische Worte einen solchen Abglanz des Lebens zu legen vermag wie er. Er ist von einer schlechthin unerhörten Fülle im Kleinen, einem einzigartigen, unvergesslichen Reichtum in der Nüchternheit. Und darin scheint er das Ideal Zürichs zu erfüllen. Wenn uns ein Franzose, ein Deutscher fragt, wie groß Zürich sei, dann müssen wir ihn, um eine wahre Antwort zu

geben, belügen: wir müssen es beispielsweise mit Leipzig vergleichen, obschon Leipzig Zürich zahlenmäßig fast dreimal übersteigt. Ich weiß nicht, ob es eine zweite Stadt gibt, die bei dieser geringen Größe diese Mannigfaltigkeit der Gliederung in der äußeren und inneren Struktur besitzt. Sie unterscheidet sich damit allerdings nicht grundsätzlich von den übrigen schweizerischen Städten. Wir sind an ein Maß von Individualisierung, von innerer Durchbildung und Differenzierung gewöhnt, das wir im Ausland nur in Kulturzentren von hohem Rang wiederfinden. Vielleicht das schönste Faktum des modernen schweizerischen Staatswesens, seine uneingeschränkte Vielsprachigkeit, gehört hieher (bekanntlich hat ihr kürzlich Hermann Weilenmann eine wundervolle wissenschaftliche Darstellung gewidmet). Sie hat für jeden philosophisch-künstlerischen Menschen, auch den Ausländer, etwas Hinreißendes. Nicht minder erstaunlich ist, wie sich die Schärfe der Physiognomie bei unsern Städten bis auf heute erhalten hat. Keine von ihnen ist bis jetzt vertauschbar geworden, noch keine wirkt zufällig, keine ist uns entbehrlich. Freilich ist auch keine unter ihnen von den Spuren des Verblassens verschont geblieben, und am wenigsten Zürich. Der schweifende, nach allen Fernen begierige Sinn dieser Stadt ist am sichtbarsten der modernen Mechanisierung unterlegen.

Gottfried Keller hat die ersten Anzeichen dieser Schicksalswendung noch gesehen und bekämpft. Auf seinem Sterbelager phantasierte er von einem zweiten Teil des *Martin Salander*, und unter seinen Nachlasspapieren finden sich Entwürfe dazu, aus denen zu erkennen ist, dass der Dichter die Absicht hatte, das Werk mit einem großen Strafgericht zu beenden. In der Himmelfahrtsnacht wollte er das Volk auf dem Gipfel des Uetlibergs versammeln und ihm mit dem Radikalmittel einer Gewitterkatastrophe, mit Blitz und Donner und einer Feuersbrunst die Flausen austreiben. Er war nicht mehr zufrieden mit dem Geist der Zeit, die er bis dahin doch so überzeugt gepriesen und im Grunde gut genannt hatte. Schon er konnte seinen Zeitgenossen den Hinweis auf die Gefahr des Untergangs nicht ersparen, und er berief sich in dieser Not noch einmal auf die großen Mächte der Natur, von denen er ausgesandt war, die er aber in der Folge ein wenig in den Hintergrund verschoben hatte. Ist es nicht wie eine Strafe, dass er sie jetzt zu spät beschwor? Die Zivilisation blieb in der Übermacht und ging den Weg, der in das Verderben lenkte. Man darf es kaum sagen, aber der Mund geht mir davon über, weil wir hier von so ernsten Dingen reden: Was wäre möglicherweise an einem andern Ort der Erde aus Keller geworden! Seine großen Entwürfe stammen, wie

schon Emil Ermatinger erkannte, alle aus seiner frühen Zeit, als er die Schweiz nur in der unkörperlichen Sehnsucht besaß.

Zürich hat nicht das Kennzeichen Basels oder Berns, unmittelbar auf einer Sprach- oder Kulturgrenze zu liegen. Aber die Einflüsse, denen es untersteht, sind darum nur um so vielseitiger und distanzenreicher. Ist es eine Provinzstadt, so ist dafür die Frage, welcher Metropole es denn gehorche, um so schwieriger zu beantworten. Es gehorcht keiner ganz, und es versagt sich grundsätzlich keiner. Es ist nicht im Körperlichen, aber im Geistigen von einer vollendeten Vielsprachigkeit, die den einzelnen zu nichts verpflichtet, aber auch an Wenigem grundsätzlich hindert. Wie sichtbar wird dies, von aller besonderen Anlage und Erbmasse abgesehen, im Schicksal Conrad Ferdinand Meyers! Darf man die Vermutung wagen, Meyer hätte in Basel oder Bern vielleicht doch eher als mit vierzig Jahren sich zum Wort erlösen können – in einer Umgebung, die eindeutiger, geschlossener auf ihn eingewirkt hätte? Wir wissen nur, wie er dann dichtete, als er die Kraft dazu besaß: wie ein Entrückter, der von seiner Stadt nichts Besseres erhoffte, als dass sie ihn abseits gewähren lasse; ein im Vergangenen Wohnender, der, ganz anders als Keller, von dort her zuweilen auf die Gegenwart Blicke warf. Er ist ganz zeitlos, ganz frei von räumlicher Fessel, ein Mächtiger im Reich der Erinnerung an europäische Geschicke. Und er ist es in Zürich gewesen, wiewohl er es ähnlich vielleicht auch anderswo hätte sein können. —

Von dieser Art sind die Bilder und Gestalten, welche die Geschichte Zürichs bevölkern. Wir müssten, um vollständiger zu sein, den Anblick der Stadt noch mit jenen andern Figuren schmücken, welche besonders Keller und Meyer ihm hinzugefügt haben: jenen unsterblichen, welche nie gelebt haben, oder doch nicht in der Gestalt, die wir an ihnen lieben: den grünen Heinrich, den Landvogt von Greifensee, Hutten und die Seldwyler. Aber die zwei Arten sind für das Auge des Nachgeborenen nicht immer leicht zu unterscheiden; sie fließen zusammen und hinüber in die endlosen Scharen der übrigen Menschheit, welche mancher Zürcher in seinen andächtigen Stunden brausen hörte. Kommt einer heute in unsere Stadt, so wird er nichts finden als diese Menge von Gesichtern und lange suchen müssen, bis er im Bild der modernen Geschäftsstadt die letzten Denkmäler des Vergangenen entdeckt. Die erdrückende Mehrheit ihrer Bewohner hat kein bewusstes Verhältnis zu ihrer Geschichte und ist auch in den Instinkten so schwach an sie gebunden, dass sie auf anderem Nährboden nicht vor Heimweh stürbe. Dafür aber könnte es scheinen, als sei der alte Geist der rasch entflammten Neugier, des Interesses an vielzu-

vielen Dingen in die Wirklichkeit herabgestiegen; als habe er Gestalt angenommen in diesem Getriebe der Straßen, die damit ihren Sinn erfüllt und auf nichts Höheres mehr zu hoffen hätten als auf die Quantität. Die Stadt ist groß genug, um Spezialisten aller Art zu genügen, und doch so klein, dass sie dem, der von ausländischen Hauptstädten zurückkommt, wie Natur erscheint. Jeder kann sich weltmännisch isolieren, sofern ihn dies lockt, jeder aber auch eine fast kleinstädtische Nestwärme erzielen, wenn er an diese gewöhnt ist. Zürich ist heute erweitert und gesteigert zum Zentrum der deutschen Schweiz schlechthin, aber es hat dadurch auch viel von seiner historischen Farbe eingebüßt. Es steht auf einer Zwischenstufe: für den Schweizer ist es sehr entfremdet, aber für den Fremden doch sehr schweizerisch. In seinen Straßen und Cafés hat schon mancher Eidgenosse die Weltwirklichkeit besser betrachten gelernt, mancher aber auch den Stolz ,die Kraft des Einsamen verloren. Denn es ist die Gefahr der großen Stadt, dass sie das kosmisch gerichtete Gemüt gesellschaftlich verflachen will. An Zürich scheint dank seiner besonderen Bedingungen und seiner Geschichte der kräftigende Zug zu dominieren, sofern sich dies aus der vielseitigen Gastfreundschaft erschließen lässt, die es gewährt. Besonders die Berner lieben es, zu uns zu kommen; eine Reihe von Bildhauern und Malern, aber auch von Dichtern haust zur Zeit in ihm (es seien nur Hermann Haller, Max Pulver, Ernst Morgenthaler genannt), und schon Robert Walser hat hier gelernt, sich der Menge entgegenzuschieben, ohne den Glauben an sich selbst zu verlieren. Aber wir wollen es uns versagen, von Einzelheiten zu sprechen, die wir noch nicht in den Zug des allgemeinen Schicksals einzuordnen vermögen, der uns hier interessiert, und statt dessen nach einer abschließenden Formel suchen, welche dem Sinn der genannten Gestalten gerecht wird.

Wer eine Entwicklung von oben her betrachtet, gelangt dazu, aus vielen einzelnen gegenwärtigen Augenblicken eine unlösliche Kette der Notwendigkeit zu knüpfen, ja noch mehr: er kommt zu der Gewissheit, dass es nur das Überpersönlich-Notwendige gibt. Alles Leben ist Wiedergeburt und jede Gebärde, jeder Gedanke der Menschen ein heiliges Echo. Und wer viele Landschaften und Antlitze der Erde gesehen hat, erblickt zuletzt in allen Erscheinungen das Gemeinsame, das Kollektive. Wir können die Schönheit der Nuancen lieben, aber auch die Größe des immergleichen Loses, an dem wir teilhaben und welches, sei es im einzelnen noch so erstaunlich verschieden, durch die zwei Hände von Geburt und Tod in eine ewige Monotonie gewiegt wird. Es scheint, dass Zürich, von Natur vielem Fremden verbunden und darum zu feiner Witterung erzogen, eher dazu

neigt, sich diesem Grundsätzlichen des Daseins zu nähern, jedoch sich ihm zu nähern, ohne zu den wenigen Erwählten zu gehören, denen es seine innersten Geheimnisse enthüllt. Wie oft hat man auf seinem Boden vollkommene Prinzipien verteidigt, wenn sie angegriffen wurden, wie selten aber auch ihnen das adelige Gewand der Wirklichkeit gegeben. Wer heute Zürich darum tadelt, dass es den allgemeinen Zustand der Welt unter allen schweizerischen Städten am deutlichsten verkörpert, der lehnt sich gegen die Zeit als solche auf. Es gibt aber nur Eine polemische Haltung unserem Jahrhundert gegenüber: nicht den ängstlichen Ruf zurück in die Idylle, sondern die Forderung, dass die ungeheuren Verheißungen, welche auf dem Grund des sichtbaren Niederganges schlafen, nicht in ihrem Wachstum gekränkt werden. Der Mensch, solange er atmet, wird immer schwanken zwischen einem Dort und Hier, zwischen einer Heimat und einer Fremde, einer Begeisterung und einer Bequemlichkeit. Aber er kann einen neuen Sinn in diese Alternative legen, sobald er erkennt, dass auch « Heimat » eine internationale Vokabel ist. Er kann sich erziehen zu dem hohen Handwerk, dieses kleine Gefäss mit einem großen Inhalt zu füllen. Wer allzu fanatisch an der Heimat hängt, dem ist es noch immer nur um das Gefäß zu tun gewesen: seine Lippen haben sich an seine Rundung gewöhnt, und er sieht nicht so sehr darauf, *was* ihm daraus zufließt, als darauf, dass ihm die unfreie Gewohnheit nicht genommen werde. Es besteht, im Großen betrachtet, wohl kaum die Gefahr, dass die Menschen je ihre sinnliche Knechtschaft und Fruchtbarkeit verlieren, und auch Zürich hat sie oft genug bewiesen. Deswegen darf es nicht anders sein, als dass wir jede Beunruhigung durch den Geist, jeden Wunschtraum von der Größe und Schönheit der Welt, der uns schlafenden Kreaturen Unruhe macht, heilig nennen. Die größte moralische und künstlerische Forderung an uns wird immer sein, dass wir den größeren Verband des allgemeinen Lebens nicht aus dem Auge verlieren, wozu in der ungewöhnlich durchgeformten Schweiz ein gewisser Hang besteht. Jener Hohn Knut Hamsuns erklärt sich daher, dass er die Schweiz von diesem Wege abgekommen sieht, und wir können ihm und jedem andern seine Ungerechtigkeit nicht anders und besser beweisen, als dass wir uns zu der Heiligkeit alles Lebens, aller Lebendigkeit bekennen. Hamsun leidet an dem entstellten Leib der Welt – wollen wir leugnen, dass er entstellt ist? Um den Schweizer mit Hamsun zu versöhnen, seien deshalb diese Sätze mit einem Hinweis auf die Kunst eben dieses Norwegers abgeschlossen.

Hamsun ist ohne Zweifel der erste Dichter der modernen Zeit, welchem die Anschauung des Weltganzen so furchtbar gegenwärtig ist, dass fast alle

hergebrachten Regeln der Erzählung von ihm abfielen. Es gibt kaum einen Zweiten neben ihm, der seine Heimat so sehr verherrlicht und erhöht, dass die Gesetzlichkeit der Welt selbst in ihr sichtbar wird. Er verfällt als Erster nicht mehr in die Schilderung der Landschaft, wenn seine Menschen gerührt werden. Er hält ihnen eine tiefere, wahrere Schönheit bereit, als dass er sie mit einem Sonnenuntergang anglüht oder zwischen grüne Wiesen stellt. Er entrückt sie in das Absolute, ohne ihnen ihre Heimat zu rauben. Man schlage im *Segen der Erde* die Stelle nach, wo der Bauer Isak Korn aussät und ein neues Weltgefühl ihn mit einer neuen Majestät umgibt:

« Isak schritt barhäuptig und in Jesu Namen dahin und säte; er war wie ein Baumstumpf mit Händen, aber inwendig war er wie ein Kind. Auf jeden seiner Samenwürfe verwendete er größte Sorgfalt, er war freundlich und ergeben gestimmt. Seht, jetzt keimt das Korn und wird zu Ähren mit vielen Körnern, und so ist es auf der ganzen Welt, wenn Korn gesät wird. Im Morgenland, in Amerika, im Gudbrandstal – ach, wie groß die Erde ist, und das winzig kleine Feld, auf das Isak säte! Das war der Mittelpunkt von allem. Fächer von Körnern strahlten aus seiner Hand. Der Himmel war bewölkt und günstig, es sah nach einem ganz feinen Staubregen aus. »

Dies ist in Wahrheit eine neue Art, von der Heimat und ihren Dingen auszusagen. Auch in dieser unvergessbaren Allgegenwart der Welt liegt Wirklichkeit, aber eine so große, dass sie der kleinen Seele wehe tut. Es ist das oberste Ziel unserer Zeit, auch kleine Seelen an diesen ungeheuren Anblick zu gewöhnen. Sie sollen wissen, dass alles Wohlbehagen, aber auch alles Leiden der Körperlichkeit aus der Weltseele kommt, welche keinen falschen Frieden duldet – aus der Seele dieser Welt, welche größer ist, als ein einziger Mensch, eine einzige Stadt, eine einzige Gegenwart sie jemals begriffen haben.

17. 1. 1926